

Nr. 146. Bromberg, den 28. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„I weiß net, ob es wirklich was Guts ist. Hört amal: I hab gestern eine Fuhre nach Scalino hinauf gehabt. A Stund von Scalino san a paar einsame Häuserln. Es heißt, daß da droben seit Wochen an wunder Grenzjäger liegt. Muß schwer abigstürzt san, denn der Mann ist noch jetzt net wieder klar, weiß net amol, wie er heißt, nur daß er Thomasio gerufen wird, das habens herausbekommen."

„Thomasio? Thomasio Infanger?"

„Das weiß i net, i sagte ja, er muß an bösen Sturz getan haben. Herunterbringen könnens ihn net, der Arzt war amal droben. Papiere hat er a net. Nur, daß er eine Grenzjägeruniform in Fetzen hat um sich hängen gehabt, als sie ihn fanden."

„Weißt wo?"

„Ganz in der Nähe der Häuser habens ihn gefunden. Hat sich wohl selbst trotz seiner schweren Verletzungen noch weiter geschleppt und ist wahrscheinlich dann kurz vor dem Hause noch amal abigstürzt und hat die schwere Gehirnerschütterung derwischt."

„Scalino? Das ist doch gar net so weit vom Palügletscher?"

„Dös net!"

„Ja, aber hat denn die Polizei —"

„Ist oben gewesen, aber — es wird außer dem Infanger kein Grenzjäger vermißt und — der Infanger ist doch geschossen, und eine Schußwunden hat der Mann net, und erkannt habens ihn a net. Ist ja der ganze Kopf so verschwollen, und — der Infanger gehörte nach Tirano hinab, und von den Herren ist niemand kommen. Sie sind ja überzeugt, daß der Infanger erschossen wurde."

Einen Augenblick überlegte Frau Barbara.

„I kenn den Infanger! Wann kannst mi nach Scalino fahren?"

„Wird schwer sein. Bin schon gestern fast steckengeblieben mit dem Schlitten."

„Ich muß morgen hinauf."

„Na, vor Weihnacht und bei dem Schnee in der Luft?"

„I muß, Sinjor Grandosi! I muß! Was verlangst?" I zahl dir dein Pferd, wanns drauf geht, i zahl, was d' willst! I geb dir hundert Franken, wann d' mi morgen hinauffährst! Soweit, als es möglich ist, i kimm schon weiter."

„Es geht net."

„Guat, dann muß i zu Fuß."

„Das ist gar net denkbar."

„Hab Erbarmen, bist a ein Mensch, siehst, wie es ausschaut in mir. Morgen ist Weihnacht! Sei barmherzig!"

Sie legte die hundert Franken auf den Tisch und der Fuhrher kratzte sich den Kopf.

„Wahnsinn ist's!"

„Na, an Gotteswerk ist's!"

„Gut, morgen früh wollen wir's wagen. Das heißt, wanns in der Nacht nicht noch mehr Schnee gibt."

Frau Barbara hatte eiserne Nerven, saß in der Ecke der Gaststube, aß ruhig, was man ihr brachte, legte sich in der Kammer aufs Lager und zwang sich sogar zum Schlaf. Wußte, daß sie am anderen Tage ihre Kräfte brauchte.

Früh wurde der Schlitten angespannt, und der Fuhrmann knallte mit der Peitsche. Frau Barbara, in dicke Decken gehüllt, saß auf dem Schlitten. Hatte ein eisernes Gesicht, war innerlich voller Hoffnung! Die ganze Nacht hatte er a über dem Palü gestanden, der Stern!

Es ging langsam bergan. Zuerst war der Weg noch erträglich. Der Weg? Freilich, der Weg war es nicht! Die Schlittenspuren, die noch aus dem Schnee leuchteten von der letzten Fahrt, waren zwei Meter über dem Wege, von den Brücken sah man ganz unten die obersten Geländer aus dem Eis schauen. Die Häusel, an denen es vorüberging, staken bis zu den Giebeln in der weißen Hülle, und wer hineinwollte, mußte durch das Dachfenster einsteigen.

Hell und klar schien die Sonne vom Himmel. Gar nicht gut war das, denn der oberste Schnee begann zu schmelzen, und bei jedem Tritt brachen die Hufe der Tiere durch die dünne Eisdecke und versanken im Schnee.

„Aus ist's! Net weiter geht's!"

Sie waren kaum zwei Drittel bis nach Scalino gekommen.

„Umkehren muß i, siehst selbst ein, daß es net weiter geht."

„Seh's ein."

Während der Fuhrmann das Pferd am Zügel nahm, um den Schlitten wieder umzudrehen, kletterte das alte Weibel hinab.

„Was willst?"

„Zu Fuß weiter."

„Ist unmöglich! Ist sicherer Tod, bist ja alt."

„Ist net dein Leben, sondern meines. Grüßi!"

Schon stapfte sie den Weg weiter bergauf, während der Fuhrmann ihr erst nachsah, dann aber kopfschüttelnd davonfuhr. Was ging es ihn an? Er wollte zur Christmesse wieder daheim sein.

Barbara saß auf einem Stein, holte Brot und Fleisch hervor und eine Flasche Enzianschnaps. Essen muß der Mensch, wenn er Kraft haben will!

Dann stieg sie weiter. Langsam, sehr langsam. Immer wieder mußte sie stehenbleiben und warten, bis das alte Herz sich beruhigte und nicht mehr so zum Zerspringen schlug.

Wundervoll klar lagen ringsum die Alpen, aber es war bereits nachmittags, als endlich das ganz verschneite Bergstädtchen mit seinen winkligen Gassen und Treppen, mit seiner alten, grauen Mauer und dem kleinen, trotzigen Kirchlein erreicht war.

Gleich im ersten Gasthause kehrte sie ein, und der Wirt, der weiß Gott an diesem Tage auf einen Gast nicht gefaßt war, machte ein erstauntes Gesicht.

„Mach mir einen starken Kaffee. Aber ganz stark. Gleich, was er kostet,"

Neugierige Blicke flogen zu der Alten hinüber, deren weißes Haar von Schnee tropfte und wild um die Stirn

ging, deren hagere Backen von der Kälte gerötet waren, und die vollkommen erschöpft und zusammengesunken dasaß.

„Wo ist der Weg nach den Chionahäusern, und wie weit ist's?"

„Willst etwa hinauf?"

„Freilich will i!"

„Mußt warten bis morgen."

„Muß heut noch hinauf."

„Kannst net, dort hinter der Kirch ist der Weg, aber es ist eine Stunde."

Barbara trank den Kaffee und zahlte, dann ging sie hinaus.

„Wart bis morgen."

„Will mir den Weg nur a mal anschaun."

Aber das alte Weib kam nicht mehr zurück, stieg schon wieder bergan. Immer häufiger mußte sie stehenbleiben, immer schneller wurde der Atem ihr knapp, immer schwächer schleppten sich die müden Füße über den jetzt wieder hartgefrorenen Boden.

Wundervoll war die Winternacht, aber bitter kalt. Vom Kirchlein herauf drang das Läuten der Glocken, über den Bergen standen klar und hell die Sterne. Auch auf dem Gipfel des Palü war ihr „Stern der Verheißung".

Nur drüben, dort, wo die Berninahäuser standen, weit oberhalb Poschiavo, jagten schwarze Wolken über den Himmel. Dort, jenseits des Bernina, wütete der Schneesturm, durch den in derselben Weihnachtsnacht Josepha Collina sich zu dem verlassenen Häuschen der Alten emporkämpfte.

Immer langsamer wurden die Schritte der Greisin. Ihre Brust schmerzte, ihr Atem versagte. Nur die gewaltige Energie hielt sie aufrecht, nur der feste Glaube an den leuchtenden Stern ihrer Hoffnung. Nur das Gefühl, heut in der Weihnachtsnacht, heut mußte sie den Infanger finden.

Endlich sah sie ein paar Steinhütten. Das Ziel! O, wie weit es noch war, wie hoch der Weg noch hinaufging!

Schwindel war in ihrem Kopf, es sauste in ihren Ohren, sie war am Ende ihrer alten, zermürbten Kräfte, aber — trotzig schüttelte sie den Kopf, immer wieder stapfte der Stock in den Schnee, immer wieder zog sie die versagenden Füße einen nach dem anderen hinauf.

Endlich hatte sie die Häuser erreicht. Acht Uhr mochte es sein oder später. Nun stand sie still. Jetzt klopfte ihr Herz zum Zerspringen, jetzt jetzt kam die Entscheidung.

Es war hell im ersten der Häuser. Stimmen drangen daraus hervor. Ein Weihnachtslied wurde gesungen. Wunderbar feierlich klangen die Töne hinaus in diese allmächtige, hehre Natur, zu diesen erhabenen, schneebedeckten Berghäuptern empor, über denen die ewigen Sterne in ihrer klaren Reinheit heuchteten, während von drüben jetzt schon die schwarzen Wolken des Schneesturms heranbrausten.

Barbara stand an der Tür und pochte. Es dauerte lange, bis jemand kam, bis erstaunte, nicht begreifende Augen die alte Frau sahen, die erschöpft, auf den Stab gestützt, vor ihnen stand.

„Wo kommen Sie her? Jessas, Marie und Josef!" Der abergläubige Berghirt glaubte in der Alten einen Geist zu sehen.

„Ist hier der Kranke?"

„Ein Kranker ist im Nebenhause."

„Um aller Heiligen willen, führt mich zu ihm, eh' ich zusammenbreche."

Jetzt glaubten die Leute zu verstehen. Vielleicht die Mutter?

„Kommt erst herein, trinkt etwas Warmes."

„Später, jetzt nicht, erst muß ich zu ihm."

Der gutmütige Mann führte sie in das Nebenhaus und entzündete eine Kerze.

„Gestern haben wir den Verband vom Gesicht genommen, aber bei sich ist er noch net."

Für den Augenblick hatte Barbara alle Müdigkeit vergessen. Mit raschem Griff riß sie dem Mann die Kerze aus der Hand, trat an das Lager — zwei weitgeöffnete, angstvolle Augen starrten sie an — sie sah in das Gesicht, leuchtete unbarmherzig in seine Züge, dann schrie sie laut auf: „Er ist es net, heilige Mutter Gottes, es ist der Infanger net!"

Ohnmächtig brach sie nach dieser Enttäuschung in den Armen des Berghirten zusammen.

Der Schneesturm war herangebraust und heulte um die steinernen Häuser. Unter ihrem Heulen verklangen die Weihnachtsglocken, die noch immer aus dem Tale herauftönten. Die erschütterten Hirten glaubten eine Sterbende auf das harte Lager neben dem Kranken zu betten.

15.

Es war kein guter Anfang, den das neue Jahr für Josepha Collina genommen hatte. Den ganzen Neujahrstag und die darauffolgende Nacht hatte sie auf der Eisenbahn zugebracht. Die Schneewehen auch auf der Albulabahn brachten stundenlange Verspätungen, dann hatte sie in Chur keinen Anschluß. Volle drei Stunden hatte sie dort im Wartesaal gesessen, notgedrungen eine Tasse Kaffee getrunken und dazu die aushängenden Zeitungen gelesen.

Es war wirklich, als sei diese Reise in die Heimat, von der sie soviel Gutes erhofft hatte, nun eine Unglücksfahrt, und zuletzt sollte sie noch einen Schlag bekommen. In der „Schweizer Landeszeitung" war eine Notiz:

„Wir erfahren aus München, daß die Hauptverhandlung gegen den Xaver Kernbacher am 1. Februar in München stattfindet. Kernbacher ist beschuldigt, im vergangenen Herbst den Landjäger Thomas Infanger, der ihn beim Wildern ertappte, erschossen zu haben. Wenn ihm auch ein überlegter Mord schwer nachzuweisen ist, zumal er leugnet, ist ihm doch eine lange Freiheitsstrafe sicher. Es war zuerst geplant, Kernbacher an die Schweiz auszuliefern, aber da er als Bayer den Antrag gestellt hat, in Bayern abgeurteilt zu werden und der Tote ein Italiener ist, hat die Bundesregierung keinen Grund, sich diesem Antrag zu widersetzen."

Da stand er also ganz geschäftlich, ganz sachlich und lieblos, dieser kurze Bericht, der irgendeinem Reporter ein paar Mark einbrachte und der über das ganze Lebensglück zweier Menschen den Stab brach.

In Wirklichkeit hatte Xaver durchaus nicht gebeten, in seiner Heimat abgeurteilt zu werden. Als der Richter ihn zu sich kommen ließ, um ihm zu sagen, daß nunmehr jede weitere Nachforschung nach Infangers Leiche aufgegeben und also die Auslieferung angesetzt sei, sagte er stumpf: „Schleppts mi net noch amal in der Welt herum! Erlaßt mir die Schand, als Mordbua zwischen zwa Gendarmen im Zug zu sitzen. Urteilts mi da ab, wo i bin. Ist ja eh gleich, verloren bin i ja so und so.

— — — — — — — — — — — — — —

Josepha hatte mit starren Augen gelesen. In vier Wochen! In vier Wochen! Und ihre Reise war vollständig vergebens gewesen!

— — — — — — — — — — — — — —

Um neun Uhr morgens kam sie in Rorschach an, eine halbe Stunde später ging der Dampfer nach Lindau, der Anschluß an den Zug nach München hatte. Wenn sie diesen verpaßte, hätte sie bis zum Abend warten, die Nacht durchfahren müssen und wäre in München zu spät angekommen, um ihren Dienst in der Brauerei rechtzeitig anzutreten. Es war immerhin vom Bahnhof zehn Minuten bis zum Hotel „Rösli" und von dort ebensoweit bis zur Dampferhaltestelle.

Sie rannte also, so schnell sie konnte, und kam ganz atemlos im Hotel an. „Ist der Herr Waldemar Bergmann hier?"

Der Russe trat bereits aus dem Gastzimmer, in dem allerhand Herren saßen. Er schien sehr erfreut. „Sieh da, glücklich aus Pontresina zurück?"

„Ich bin sehr eilig, in einer Viertelstunde geht mein Dampfer nach Lindau. Wann S' mir etwa an Briefel mitgeben wollen?"

„Ist schon alles bereit." Herr Bergmann langte ein dickes Kuvert aus der Tasche, auf dem keine Adresse stand.

„Dös soll i Herrn Mischkin geben?"

„Aber nicht verlieren."

„Hab doch dös Muttergottesbild a net verloren. Also grüaß Gott."

Sie wartete keine weitere Antwort ab und rannte zum Hafen, um gerade noch den Dampfer nach Lindau zu erreichen.

„Grüaß Gott."

Gleich hinter ihr stieg doch wahrhaftig der Herr, der mit ihr zusammen in die Schweiz gereist war und ihr den Rat mit der Rückfahrkarte gegeben hatte, auch wieder auf den Dampfer und nickte ihr lächelnd zu. Drum rief sie ihm auch einen freundlichen Gruß als Entgegnung zu.

Diesmal wurde auf deutscher Seite das Köfferchen gründlicher untersucht, aber den Brief hatte Josepha in der Unterrocktasche, und sonst war, weiß Gott, nichts zu verzollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Probe.

Skizze von Oskar Franz Schardt.

In der schimmernden Mondnacht schlief der Bischof von Bamberg nicht. Im Feldlager war er vor der trutzigen Bergstadt und rüstete Kartaunen und Kanonen zum donnernden Hochamt, das er mit seinen Kriegsgesellen als Sonntagsmesse lesen wollte. Die von Würzburg wollten dazu ministrieren, denn es war ein schlimmer Kriegswolf, der hier droben auf der Burg lag und ihrer spottete. Nicht weit von dem Lager blinkten die Fähnlein der Nürnberger, der vom weiß-roten Schild halb geteilte Adler, und was sonst an Reichsstädten noch mittat. In hellen Haufen und Zelten lagen sie geordnet und waren so viele, daß sie sich nicht mehr decken brauchten, denn droben hatten sie der Burg zugesprochen, daß man so viele Löcher in den Mauern sah, als wären neue Fenster entstanden. Morgen mußte der Fuchs ins Garn, denn die Reichsacht, die man für ihn geholt hatte, war ein so willig Instrument, daß der Markgraf Albrecht Alcibiades nicht entkommen konnte, soweit die Reichsgrenzen reichten.

Milder Sommerwind wehte über die Berge, trug den würzigen Grünruch aus den Buchenwäldern, die Wogen der Harzluft vom Frankenwald herüber. Von den Felsen der Burg dufteten Thymian und Felspflanzen herauf, als lägen sie in der würzigen Räucherschale eines freundlichen Sonnwendgeistes. Die Burg lag dunkel. Kein Lichtschein verriet, was drinnen geschah. Leer war das Gewölbe von Kugeln, die man noch hinunterjagen konnte, brüchig vom Schießen das Kanonenerz. Im Ostbau schwelte der Brandgeruch mit Wasserdunst, da man noch mühsam eine Brandkugel gelöscht hatte. Unwirsch und erschöpft saßen die Soldaten in den Ecken — heute noch Soldaten, morgen vielleicht unter dem Strang oder dem Schwert des Feindes. Denn wer dem Geächteten hilft, ist selbst geächtet. Sie hatten es gut gemeint mit dem Markgrafen Albrecht Alcibiades, als sie mit Leib und Leben zu ihm standen. Jetzt ging es ans Bezahlen dieser Schuld, aus der nicht Sieg und Vorteil geworden war.

Albrecht Alcibiades saß ganz verloren in Sinnen. Er träumte nicht. Hart und stahldunkel schloß sich der gewohnte Panzer um seinen Körper, und das spanische Barett trotzte wild über dem Schädel, von dem der lange Bart niederhing. Nur die Augen glühten. Albrecht Alcibiades ging seinen Lebensraum aus. Die Grenzen kamen alle auf ihn zu. Das große Markgrafentum marschierte gegen ihn herein. Land und Leute waren verloren, Städte und Schlösser, Kostbarkeiten und Einfachstes, das zum Leben nottat. Kalt überschlug er, daß dies alles vorbei war. Die Plassenburg konnte sich nicht halten. Das wußte keiner besser als er. Er lachte. Der Bischof mit seiner frommen Haube würde ihm vorschreiben, was zu tun sei, oder der Schultheiß von Nürnberg. Sie würden ihm Brot und Wein reichen und ihn hinter ein Gitter sperren oder ihm gar den Prozeß machen. Er war zu rauh, als daß ihn etwas hätte schrecken können. Der Diener kam herein und setzte ihm einen neuen Weinkrug hin. Albrecht Alcibiades folgte jeder der Bewegungen des Mannes und zog seine Schlüsse. Auch die Burg war schon aufgetan bis zum Innersten. Mit zerspaltenen Gemütern konnte er nicht den schwarzen Ritt ins Unbekannte, den letzten Sturm nach unten führen. Sollte er darum aufgeben, den Kampf abblasen? Der Einsame wog sein Leben ab. Er tat es ohne Furcht, denn was soll einer fürchten, der stark sein will bis ans Ende?

Drunten in den Bürgerhäusern glomm noch die Brandglut vom letzten Sturme. Der Wind trug wilde Schreie von verletzten Pferden herauf. Das Stöhnen der Verwundeten im Burghof mischte sich dazwischen. Irgendwo heulte ein Hund langgezogen in die Nacht. Albrecht Alcibiades übersah die Verheerung ringsum. Der laue Wind der Sommernacht ging wohl mit einem kalten Luftwisch dazwischen, der wie das Blasen eines kalten Atems an den Mauern entlang drang, frösteln machte, denn die Mitternacht war gerade vorüber.

Kein Schritt war hörbar, kein Laut. Dennoch schien es dem Markgrafen plötzlich, als sei er nicht allein. Da sah er etwas Weißes sich regen, wie Menschengestalt. Zwischen dem Weißen, das jetzt näherkam, hing ein Schädel heraus. Alles Gerede von der weißen Frau fiel ihn an. Langsam schob sich die Gestalt näher. Wie die Vorspiegelung des Jenseitigen, in das der Markgraf hinein sollte, drängte sie näher, faßte nach ihm. Eiskalt war diese Berührung der versteckten Hand, dieses Knochenfingers des Jüngsten Gerichtes.

Wie ein Zündfunke fuhr dieses Kalte durch Albert Alcibiades, rüttelte ihn auf. Einer mußte es tun! Wenn es gut ging, brüllten sie Beifall. Wenn es schlecht ging, wichen sie scheu. Einer blieb übrig, und dieser eine hatte ein Recht für sich, mußte Mannstum und Entschlußkraft zum Ende tragen.

Jäh sprang er auf, kam gegen das gespenstische Weiße an, spannte die Arme um dieses bald weiche, bald kantige Zeug, von dem man nicht wußte, ob es Grab oder Diesseits sei. Jetzt hatte er es vom Rücken aus, weil er sich drehte, preßte es gegen den Panzer, ließ nicht locker. Schmal war der Gang, über den er es zerrte. Neu war es und eigenartig, nun auch noch mit dem Jenseits anzufangen. Wenn man schon den Schritt hinübertrat, konnte man die erste Probe auf seine Kraft machen. Lustig war ihm zumute; und wie auch der andere drängte und stöhnte, ohne sich zu nennen, wollte Albrecht Alcibiades ihn auch nicht danach fragen und warf ihn mit einem Ruck aus der zweiten Galerie in den Schloßhof.

„Bist du ein Geist, den ich nicht begehrt habe, so tut es dir nichts, denn bald muß ich ja auch so springen lernen. Bist du ein Mensch, so geschieht dir recht!"

Drunten hörte man den schweren Aufschlag, sonst nichts. Der Markgraf stand an der Brüstung noch kurze Zeit. Ihn kümmerte das Drunten nicht mehr. Es war abgetan. Er ging schlafen.

In der Frühe des Morgens ließ er sein Roß satteln. Sie waren alle entsetzt. Was wollte er denn? Sich etwa selbst ergeben! „Reiten will ich", sagte der Markgraf kurz. Es waren aber doch ringsum die Feinde... Wer will mit? Da zauderten sie und wollten lieber einen gnädigen Pardon, wenn Albrecht Alcibiades draußen wäre. Was lag ihnen an der Burg!

Silbergrau waren die Buchen im Morgenlicht vor der Sonne. Das Tor tat sich auf, das noch unversehrt war, und auf dem Rücken des Berges über der Wolfszange ritt Markgraf Albrecht Alcibiades gegen die ersten Posten. Als sie ihn sahen, den Vielgefürchteten, rannten sie wie vor einem Gespenst landaus. Die nächsten taten also. So kam es, daß er ungefährdet durch den Ring der Feinde entkam. Hoch im Sattel richtete er sich auf, atmete tief, als er den letzten Verfolger hinter sich hatte, und jubelte. „Die Heerhaufen habt ihr. Ich habe mich selbst! Und darum wird alles mein, was verloren ist. Mut ist es! Sonst brauche ich nichts. Daraus erschaff' ich mir wieder, was dahin ist."

Im Morgenlicht wickelten sie in der Burg aus dem weißen Tuch einen Toten, der noch den Dolch umklammert hielt, mit dem er Albrecht Alcibiades ermorden sollte. Ferne aber ritt der Markgraf, ungefährdet an Leben und Entschluß, aufgetan der schrankenlosen Freiheit des Mannes und dem Leben.

Der Bartschaber.

Skizze von Ludwig Finckh.

Saßen da sieben junge Bartschaber beisammen in der Fülle der Kraft, Friseurgehilfen — es war zu Luzern am Vierwaldstättersee um 1900.

In der Schweiz übten damals dies Handwerk — oder ist es eine Kunst? — die Deutschen aus und Österreicher aus Wien und Mähren. Die konnten schon immer besonders fein den Leuten um den Bart gehen. Die Schweizer

Hand war zu grob und zu schwer dazu. — Übrigens haben die Bartschaber in Österreich, im Banat häufig Vogelbauer in ihrer Stube mit Kanarienvögeln und Dompfaffen, die singen und zwitschern den Kunden eins dazwischen zur Unterhaltung . . .

Vermißt sich einer im Übermut, ein Deutscher, er wolle einem Kameraden den Bart abnehmen blind, mit geschlossenen Augen.

„Wer blind? — Er oder du?"

„Welleweg ich!" brüstet sich der Geselle. „Ihr könnet mir die Augen zubinden."

„Es gilt die Wett!" ruft einer. „Fünf Fränkli aus dem Hosensack!"

„Er schneidet ihn!" rufen die anderen.

„Ich halt die Wett", sagt der Deutsche würdig.

„Aber es darf kein Tröpfli Blut fließen, und kratzen darfst ihn auch nit."

„Ich halt die Wett", beharrt der andere. „Sitz hin!" —

So binden sie ihm die Augen zu — luftdicht, er könnt' kein Lid mehr aufheben. Sein bestes Messer hat er geschliffen zur Hand.

Der Scherbart setzt sich auf den Sessel und lehnt hintenüber . . .

Das Einseifen geht langsam; er hätt' es nicht gedacht, der Andres, wie schwer das ist in der Nacht. Er wischt seinem Opfer einmal über den Mund. Schon wollen sie Einhalt tun: „Die Wett ist verloren, du kannst ja nit einmal einseifen!"

„Nicht s c h n e i d e n! hat's geheißen", beharrt der Waghals. — Jetzt ist das Gesicht voller Schaum. Beim Schmieren hat er mit der Hand nachgefühlt und sich's gemerkt, wo die Ecken und Falten sitzen ums Kinn. Den Mund kennt er; den hat er auswendig gelernt vorher.

Jetzt schabt er. Erst zart und tastend, dann kräftiger, vorsichtig und doch fürwitzig. Die Gesellen stehen herum und glauben's nicht. „Kurasche hätt' er, man sieht's."

Gegen den Strich? — Nein, das macht er nicht. — Jetzt ist er fertig. Noch einmal fühlt er: sauber und glatt wie eine Mädchenwange ist das Gesicht. Und er wäscht nach. Sie binden ab.

„Andres, du hast gewonnen, du bist der Bartschabmeister von Luzern! — Aber warum bist so blaß? Hat's dich?"

„Buben", sagt der Andres, „einmal hab ich's gemacht und nie wieder! Das ist das letzte Mal gewesen. Geschnitten hab' ich ihn nicht. Aber ich hab Blut geschwitzt. Sind die Adern so nah . . . Daran werd ich mein Lebtag denken." — —

Der Bartschaber von Luzern ist heute ein alter Mann; er hat mich eben rasiert.

Der Mönch von Heisterbach.

Eine Rheinsage von **Wilhelm Schäfer.**

Einmal vor vielen Jahren saß ein junger Mönch zu Heisterbach vor seinem Psalter und grübelte den letzten Dingen nach und konnte nicht verstehen, was da geschrieben stand: Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Weil ihm heiß geworden war in Grübelei und Seelennot, ging er in den Klostergarten, wo die Frühlingslüfte kühl um seine Ohren wehten. Da hörte er Gesang von einem Vogel, voll und schmelzend wie von einer Flöte, so daß er alle Grübelei vergaß und durch den Garten hin und her dem wunderbaren Vogel folgte, der nur ein unscheinbares Tierchen war und rasch von Baum zu Baum sich schwingend stets wieder andern Gesang anhob. Zuletzt flog er auf einen Tannenbaum jenseits der Mauer, und weil das Klosterpförtchen offen stand, so folgte ihm der junge Mönch auch da und ließ sich in den Frühlingswald hinunter locken bis tief in eine Brombeerschlucht, wo eine Quelle wie ein Brunnen in ihrem eigenen Wasser stand und von den Sonnenstrahlen glühte.

Auf einmal aber ging die Sonne unter, der Vogel schwieg und eine Kühle stieg aus dem Gebüsch. Er wollte fröstelnd zurück, jedoch die Brombeerranken hängten sich in seine Kutte, daß er mühsam aus der Schlucht und in der Dämmerung erst ins Kloster kam. Da war das Gartenpförtchen schon geschlossen, er mußte um die Mauer her den Umweg ans Haupttor machen. Beschämten Sinnes wollte er die Glocke ziehen und fand den Griff nicht mehr, und klopfte schließlich an wie ein Fremder.

Er sprach den Pförtner gleich gemütig an, daß er zu spät gekommen wäre, und wollte schnell an ihm vorbei. Der aber trat ihm in den Weg und sah ihm forschend ins Gesicht; da merkte er, daß es ein anderer Pförtner war, und weil er hitzig wurde, hieß er ihn mit zum Abt hinüber gehen. Auch dieser aber war ein Fremder, und als er zweifelnd die getäfelten Wände sah, die er doch kannte: sah er vom Licht der Kerzen in den kleinen Scheiben sein eigenes Bild mit weißem Bart und Haar und fühlte, daß sein Rücken krumm geworden war wie einem alten Mann. Da hielten ihn die Füße nicht mehr länger, sie mußten ihn auf einen Sessel leiten, wo er die Brüder kommen sah, einen nach dem andern, und keinen kannte er und keiner ihn. Und als er zitternd seinen Namen nannte, holten sie das alte Klosterbuch und fingen an zu blättern, weit zurück, und fanden keinen seines Namens in drei Jahrhunderten; der letzte aber, der so hieß, war jungen Jahres schon ein Zweifler und ging heimlich fort.

Da sank dem alten Mönch ein schwerer Schatten in die Augen: denn tausend Jahre sind ein Tag; und er war gestorben wie wenn Wind auf eine Kerze fällt.



Lustige Ecke



Frage.

Jäh gähnte der Abgrund. Tausend Meter tief. Und dann in eine Gl tscherspalte. Der Städter stand erschrocken:

„Fällt hier oft einer herunter?"

Der Bergler brummte: „Nein. Mehr als einmal nicht."

Daher.

Zwei saßen im Abteil. Muffig. Böse. Unzufrieden. Gelangweilt.

„Wohin fahren Sie?"

„Wir sind auf der Hochzeitsreise."

„Sie machen aber nicht den Eindruck, Herrschaften!"

Der Mann murrte: „Wir sind schon auf der Heimreise."

*

Kinder hier und dort.

Kixens und Kaxens sind Freunde. Kixens wohnen in Chemnitz und Kaxens wohnen in Sizilien. Eines Tages bekommen Kixens ein Telegramm:

Senden euch unsere Kinder!"

Kaxens Kinder kommen bei Kixens in Chemnitz an. Nach drei Wochen depeschieren Kixens nach Sizilien: „Senden euch Kinder zurück — schickt lieber Erdbeben!"

*

Sextaner lernen Göttergeschichte. Hören von Diana, von Hektor, von Pluto. Fragte Franz:

„Warum hat man denn damals den Göttern lauter Hundenamen gegeben, Herr Professor?"

*

Der kleine Kurt lief zur Mutter. „Ich möchte gern ein kleines Brüderchen, Mama!"

„Was willst du denn mit ihm anfangen?"

Strahlte Kurt: „Verhaun!"

*

Der Junge kletterte in Nachbars Garten.

„Was willst du?" fragte der Nachbar.

„Den Bolzen aus meinem Luftgewehr holen."

„Ist er herübergeflogen?"

„Ja."

„Hast du eine Ahnung, wo er ungefähr sein kann?"

„Ja."

„Wo?"

„Im Schwanz von Ihrer Katze."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.